

**Interpretationsaufsatz mit werkübergreifender Teilaufgabe zu einer Pflichtlektüre**

Textauszug aus: Max Frisch: Homo faber. Ein Bericht. Frankfurt (Suhrkamp Basisbibliothek) 1998, S. 155, Z. 21 bis S. 157, Z. 13

Vergleichswerke:

Georg Büchner, Dantons Tod. Ein Drama. Stuttgart (Reclam XL) 2013

Peter Stamm, Agnes. Frankfurt (Fischer Taschenbuch) 1998

**Aufgaben:**

- 1. Interpretieren Sie den Textauszug im Kontext der vorangegangenen Handlung, beziehen Sie die sprachliche Gestaltung ein.**
- 2. Frischs „Homo faber“, Stamms „Agnes“ und Büchners „Dantons Tod“:  
Untersuchen Sie in einer vergleichenden Betrachtung, inwiefern Walter Faber, Agnes und Danton in der Lage sind, andere Menschen einzuschätzen und ihre eigene Persönlichkeit zu erkennen.**

In dem Roman „Homo faber“, geschrieben von Max Frisch, berichtet der rational geprägte Techniker Walter Faber rückblickend, wie er durch die unwissende Begegnung mit seiner Tochter Elisabeth, ihrem darauf folgenden baldigen Tod und dem gleichzeitigen Wiedersehen mit seiner Jugendliebe Hanna einen großen Schritt zur Selbsterkenntnis vollzieht und damit sein dualistisches Weltbild teilweise hinter sich lässt.

Der Protagonist begegnet bei einem Flugzeugabsturz während einer Geschäftsreise von New York nach Mexico City Herbert, dem Bruder seines ehemaligen Freundes Joachim. Nach der Notlandung beschließt Faber spontan, die neue Bekanntschaft bei dem Besuch des Bruders zu begleiten. Als sie diesen tot auf seiner Plantage auffinden, begibt sich der Techniker zurück nach New York und kurz darauf auf eine Schiffsfahrt nach Frankreich. Hier begegnet er unwissend seiner Tochter Elisabeth – oder Sabeth, wie er sie nennt - und schließt sie in sein Herz. Die Beiden treten anschließend als ein verliebtes Paar eine Kulturreise durch Frankreich, Italien und Griechenland an, wobei sie sich auch körperlich näher kommen. In Griechenland wird Sabeth schließlich nach dem Biss einer Schlange ins Athener Krankenhaus eingeliefert. Hier sieht Walter Faber Sabeths Mutter Hanna wieder, die gleichzeitig seine Jugendliebe ist. Die vorliegende Textstelle ist hier einzuordnen. Wenig später stirbt Sabeth und Faber begibt sich auf seine mutmaßlich letzte Reise, bis er schließlich mit Magenkrebs in ein Athener Krankenhaus eingeliefert wird. Hier endet der Bericht, was als Zeichen dafür gedeutet werden könnte, dass der Protagonist die anstehende Operation nicht überlebt hat.

In dem vorgegebenen Textausschnitt reflektiert Faber über Hannas Vergangenheit, nachdem sie mehrmals geäußert hat, ihr Leben sei „verpfuscht“ (vgl. S. 150, Z. 32/33). Der Techniker, dem diese Behauptung überhaupt nicht verständlich scheint, stellt zu Beginn seiner Überlegungen mit Bewunderung die These auf, Hanna habe ungefähr so gelebt, wie sie es „sich einmal in den Kopf gesetzt“ habe (S. 155, Z. 22/23). Doch diese Behauptung scheint im Widerspruch mit der darauf folgenden Schilderung ihres Lebens zu stehen. Denn Hannas Schicksal ist nicht in erster Linie von freien Entscheidungen, sondern von Zwangsemigrationen auf Grund ihrer jüdischen Herkunft geprägt. Außerdem sind jegliche Beziehungen zu Männern, sowohl zu Faber als auch zu Joachim

und zu Piper gescheitert. Hanna sieht sich somit genötigt, sehr viel Zeit und Energie in die alleinige Erziehung ihres Kindes zu investieren (vgl. S. 155, Z. 32). Im Leben einer alleinerziehenden Frau ist ein Beruf zur Sicherung des Lebensunterhaltes ein unverzichtbarer Bestandteil. Für Faber steht dagegen die Berufstätigkeit im Dienste männlicher Selbstverwirklichung („Ich lebe, wie jeder wirkliche Mann, in meiner Arbeit.“ S. 98, Z. 14f.). Genau aus diesem männlichen Blickwinkel aber beurteilt er Hannas Arbeit, wenn er meint, dass sie ihr gut stünde (vgl. S.155, Z. 27), so als trüge sie ein attraktives Kleidungsstück. Für den schaffenden Mann, dem ‚homo faber‘, ist die werktätige Hanna eine mit Wohlwollen betrachtete Ausnahme, nichtsdestotrotz bleibt sie aber eine Frau:

„Dabei kann man nicht einmal sagen, Hanna sei unfraulich.“ (S. 155, Z. 26/27). Jedoch will oder kann Walter Faber nicht begreifen, dass Hanna nicht für die Arbeit, sondern für ihr Kind gelebt hat und ihr Leben deshalb verpfuscht zu sein scheint, das sie ihr Kind zu verlieren fürchtet, sei es an den Vater, sei es durch den drohenden Tod. Ihre Einsicht ist, dass das Leben mit den Kindern gehe (vgl. S. 150, Z.23) und dass sie keine Kinder mehr haben werde (vgl. S. 151, Z.7). Im Übrigen spiegelt sich auch in ihrem Beruf ihr zersplittertes, misslungenes Leben wider (vgl. S. 151 Z. 10: „Ich kleistere die Vergangenheit zusammen -“).

Vielleicht empfindet der Techniker auch unbewusst Schuldgefühle, da er der Mutter, die so viel Kraft in ein Kind gesteckt hat, welches er als Vater überhaupt nicht haben wollte, letztendlich das Resultat all der mühevollen Jahre genommen hat. Das würde auch das große Bedürfnis seinerseits erklären, mit Hartnäckigkeit die angebliche Erfolglosigkeit in Bezug auf Hannas Leben zu widerlegen. Doch Hanna lässt sich von einem „Stockblinden“ (vgl. S. 156, Z. 22) nicht belehren. Sie zieht Parallelen zwischen Faber und Piper (vgl. S. 156, Z. 10f. Verlust des Verhältnisses zur Realität; Z. 15 „stockblind“ ) und schließlich auch zwischen allen Männern überhaupt (Z. 19/20 ). So wie sich Faber ein Bild von der Frau gemacht hat, entsteht in Hanna, im Unterschied zu Faber allerdings basierend auf zahlreichen Erfahrungen, ein Portrait des Mannes. Im Vorhergehenden beschreibt sie diesen als unbelehrbar und erklärt, dass der Mann auch Schuld trägt an der Verpfuschtheit ihres Lebens (vgl. S. 151, Z. 28ff.).

Der Dialog, der auf Fabers stumme Reflexion über Hannas Vergangenheit folgt, ist wenig erfolgreich. Er ist voll von unbeantworteten Fragen und stets unterbrochen durch die ausweichende Handlung des Kaffeemachens (vgl. Z. 43, Z. 49). Fabers stetige gedankliche Einschübe sollen seine gute Kenntnis Hannas demonstrieren. So begründet er Hannas Nachfrage über seinen mutmaßlichen Glauben an Gott, die auf die nüchterne Aussage seinerseits, sie solle Gott für Wohnung, Arbeit und Tochter danken (vgl. Z. 35f.) folgt, mit ihrer „Lust an Worten“ (Z. 39/40). Dabei versteht er nicht, dass diese Nachfrage daher rührt, dass seine auf Fakten beruhende Bestandsaufnahme („deine Wohnung, deine wissenschaftliche Arbeit, deine Tochter“ Z.23f.) Hannas Lebensgefühl nicht im Mindesten wiedergibt. Faber weiß nicht, wovon er redet, und bestätigt darin unfreiwillig seine „Stockblindheit“ und Hannas Männerbild. Sie will ihm außerdem zeigen, dass jemand, der so sachlich und auf Fakten bezogen denkt, nicht von einem Gott sprechen kann. Da Faber tatsächlich nichts mit Gott anfangen kann ( vgl. Z. 49 ) und ihre Frage nicht ernstnimmt, weicht er aus ( vgl. Z. 43 ). Auch in Hannas nächster Frage erkennt Faber den Ernst nicht. Sie bezeichnet sich hier als „Frau im Klimakterium“ (Z. 48) und deutet somit ihre eigene Endlichkeit und vor allem die Unmöglichkeit, nochmals Kinder zu bekommen und das verpfuschte Leben besser zu wiederholen und damit auch die Einzigartigkeit und enorme Wichtigkeit ihrer einzigen Tochter an. Doch für Faber ist dies nichts weiter als eine ironische Aussage, die keinerlei Antwort verlangt. Beim anschließenden Kaffeemachen schweifen seine Gedanken zu Sabeth. Der Techniker ahnt hier die

beklemmende Situation, in der er sich befindet. Er steht zwischen zwei Frauen, Hanna und Sabeth, und jede von ihnen wird entsetzt sein, wenn sie von seiner Beziehung zu der anderen erfährt. Der dabei verwendete parataktische Satzbau betont die Unmöglichkeit der komplexen Situation. Auffällig ist hierbei, dass Fabers Verdrängungsmechanismen sogar jetzt, wo eine Vaterschaft fast nicht mehr zu leugnen ist, immer noch anhalten. Es ist also höchst irrational und unvernünftig sowie unnatürlich von ihm, immer noch das Verlangen zu verspüren, Sabeth im Beisein der Mutter zu küssen (vgl. Z. 53). Immer noch scheint er nicht zu wissen, an wessen Seite er eigentlich gehört, und schwindelt sich etwas vor (vgl. S. 157, Z. 11: „wie ein Schwindler, der seinen Ehering ausgezogen hat“). Nicht nur wird in der vorgegebenen Textstelle der Kontrast zwischen dem angeblich sachlichen, vernünftigen Techniker und seiner großen Anfälligkeit für Irrationalität deutlich, es zeigt sich auch, dass gerade die auf Rationalität und Fakten beruhende Sichtweise die Wahrheit des anderen, als hier die Wahrheit Hannas, verfehlt.

Alle Titelfiguren der drei Pflichtlektüren „Agnes“, „Homo faber“ und „Dantons Tod“ sind im Zusammenhang mit der Erkenntnis der eigenen Persönlichkeit wie auch der Einschätzung anderer Menschen keine Vorzeigebispiele.

Max Frischs Protagonist Walter Faber ist zu Beginn des Reiseberichts sich selbst noch äußerst fremd. Er versteckt sich stets hinter seiner Maske der Rationalität und Vernunft und bemerkt dabei nicht, dass sein Handeln dieser Vorstellung eines rationalen Menschen oft widerspricht (→ Abbruch der Geschäftsreise, Liebe zur Tochter). Außerdem lässt er keine Gefühle zu, die seiner Meinung nach lediglich Ermüdungserscheinungen (vgl. S. 100, Z. 7) sind. Ein Mensch der nicht fühlt und somit nicht weiß, wie er sich fühlt und was Glück für ihn ist, kann seine Persönlichkeit auch nicht erkennen. Auch die Einschätzung anderer Personen gelingt dem Techniker, wie die Interpretation der vorgegebene Textstelle zeigte, nicht. Dies liegt daran, dass er die Menschen durch sein dualistisches Weltbild betrachtet, wodurch die Betroffenen in gegensätzliche Schubladen gesteckt werden, bevor sie diese Einordnung bestätigen oder gar widerlegen können. So ist für Faber jede Frau die ihm begegnet, in erster Linie ein schwaches, weibisches, hysterisches Geschöpf, befallen von der Mystik. Männer sind hingegen nur richtig männlich, wenn sie den Weg des Technikers gehen (vgl. S.83, Z.23ff.). Doch diese auf Prinzipien verkürzten Vorurteile und Fehlwahrnehmungen werden im Laufe des Berichts tendenziell umgekrempelt und auf den richtigen Weg gelenkt. Gegen Ende des Berichts findet er schließlich zu seinem wahren Ich, indem er sich von seiner rationalen Sichtweise löst und sich für Gefühle öffnet (siehe seine Empfindungen, als er sich in Cuba aufhält). Faber verabschiedet sich offiziell von seinem „alten Ich“ mit der Aussage „Es stimmt nichts“ (S. 216, Z. 4/5). Durch diesen persönlichen Wandel ändert sich auch seine Sicht auf andere Menschen. Er fängt an Frauen in sein Herz zu schließen und sie ohne Vorurteile zu betrachten. Auch beginnt er jetzt Hanna mehr zu verstehen und richtig einzuschätzen; während er davor noch jegliches Misslingen ihres Lebens verneint hat, sieht er nun ein, ihr Leben zerstört zu haben (vgl. S. 209, Z. 20).

Auch Agnes hat Schwierigkeiten, ihre eigene Persönlichkeit richtig zu durchdringen. Dies kann damit zusammenhängen, dass sie nicht sonderlich viel über sich selbst sprechen will (vgl. erstes Date; Thema Tod). Außerdem kristallisieren sich bei der unscheinbaren Frau vor allem zwei gegensätzliche Persönlichkeitswünsche heraus: Zum einen will Agnes auf keinen Fall ihre Identität verlieren und empfindet daher eine starke Bindungsangst. Andererseits ordnet sie sich willentlich der Geschichte des Ich-Erzählers unter, nimmt somit bewusst die Rolle der Marionette ein und den

Verlust der Eigenständigkeit in Kauf. Ihre Persönlichkeit steht also stark im Zwiespalt zwischen dem Wunsch nach ewigem Leben durch die fiktive Geschichte über sie und dem starken Bedürfnis, die eigene Identität nicht zu verlieren. Der Entschluss, sich zu verewigen, führt schließlich zu ihrem Tod. Im Zusammenhang mit der Einschätzung anderer Menschen ist bei Agnes auffällig, dass sie sich generell von anderen Personen distanziert („Ich bin kein sehr sozialer Mensch“). Sie meidet also zwischenmenschliche Kontakte und hat ein scheinbar permanentes Angstgefühl gegenüber fremden Menschen (vgl. Fensterputzer, Inhaber des Geschäfts im Erdgeschoss des Ich-Erzählers). Im Bezug auf den Ich-Erzähler selbst erkennt sie zwar sein Bedürfnis nach Vereinnahmung, kann oder will sich allerdings offensichtlich nicht dagegen wehren. Zwar distanziert sie sich in der Schwangerschaft von ihm, als dieser nicht die Rolle des Vaters annehmen will, und scheint als werdende Mutter zu sich selbst zu finden. Der Tod des Kindes aber verwehrt den Schritt in die Selbstverwirklichung und sie kehrt zu dem Ich-Erzähler und damit in die Fänge seiner Erzählung zurück. Im Gegensatz zu Walter Faber macht Agnes also keine kontinuierliche Wandlung durch.

Georg Büchners Danton ist wohl derjenige, der sich selbst in seiner Persönlichkeit am besten kennt. Er weiß, dass er ein Genussmensch ist und wie andere Menschen auch seiner Natur gemäß handelt, also in erster Linie seinen Trieben und Gelüsten folgt. Genauso erkennt er klar, dass er trotz des Wunsches, ein Volksheld zu sein und Geschichte zu schreiben, letztlich lediglich eine Marionette der zeitgeschichtlichen Geschehnisse ist. Geradezu hellichtig ist sein Ausspruch: „Die Revolution frisst ihre eigenen Kinder“. Allerdings liegt auch in seiner Person ein Widerspruch vor; er fühlt gleichzeitig mit dem Lebensüberdruß und der Todessehnsucht eine beklemmende Angst vor dem Tod. Sein Einschätzungsvermögen gegenüber Anderen kann man mit Agnes vergleichen. Auch er sieht die Grenzen zwischenmenschlicher Beziehungen (vgl. 1. Szene: „Der Mensch ist einsam“, „Wir wissen wenig voneinander“). Doch im Gegensatz zu Agnes sucht er, trotz der Einsicht in die Unmöglichkeit, den anderen wirklich zu kennen und zu verstehen, den sozialen Kontakt, vorzugsweise zu Frauen. Hier verhält sich der Epikureer ganz anders als der Techniker: Danton liebt seine Frau, hat aber auch das Bedürfnis, ganz nah bei der Grisette Marion zu sein. Wie sehr er das Alleinsein fürchtet, wird auch daran deutlich, dass er nicht einsam sterben will, sondern auch nach dem Tod mit seiner Ehefrau vereint sein möchte. So wie er in seiner Selbsteinschätzung zwischen Todesfurcht und Todessehnsucht schwankt, so ist er auch in seiner Wahrnehmung anderer sehr widersprüchlich. Einerseits scheint er seinen Gegenspieler Robespierre besser zu kennen als dieser sich selbst. Bei dem Aufeinandertreffen der beiden Antagonisten wirft der Titelheld dem Anführer der Schreckensherrschaft vor, dass dieser sein überzogenes Tugendverständnis als revolutionäre Notwendigkeit ausbeute. Wie sehr Danton damit Robespierres Inneres trifft, macht der anschließende Gewissensmonolog des Letzteren deutlich. Der Titelheld stellt hier seine philosophische wie psychologische Schlagfertigkeit unter Beweis, wenn er Robespierre klarmacht, dass dieser Politik mit Moral verwechsle und sich wie ein verlogener Spießherd lediglich an der eigenen Tugendhaftigkeit weide. Andererseits aber überschätzt Danton seine eigene Wichtigkeit und unterschätzt seine Gegner. Seine ständigen Behauptungen, dass es sich keiner trauen würde, ihn, den Volkshelden, auszuschalten („Sie werden's nicht wagen“) stimmen mit den tatsächlichen Kräfteverhältnissen nicht überein. Obwohl er Robespierre durchschaut, versagt seine Menschenkenntnis und er wird seinen Beteuerungen zum Trotz am Ende mit seinen Anhängern guillotiniert.

**Larissa Waldvogel, Klasse 12/2 im Februar 2014**